

Das 20. Jahrhundert kennt viele Wunder.
Bericht über das Mooshausener Gespräch zur
Kirchlichen Zeitgeschichte über „Wunder“
vom 6. bis 8. Oktober 2006

Karl-Heinz Fix

Ob es der unerwartete Gewinn einer Fußballweltmeisterschaft im Jahr 1954 oder die Rettung von eingeschlossenen Bergleuten in Lengede (1963) war, ob es um die Kriegswende bringende Waffen, die Entwicklung der westdeutschen Wirtschaft nach dem 2. Weltkrieg oder um die sexuelle Aufklärung der Deutschen durch Oswald Kolle („Das Wunder der Liebe“, 1968) ging, der Begriff des Wunders ist in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts allgegenwärtig.

Vom 6. bis 8. Oktober 2006 fand im Pfarrhaus im oberschwäbischen Mooshausen eine vom Freundeskreis Mooshausen e. V., der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Kirchliche Zeitgeschichte und der Kommission für Zeitgeschichte veranstaltete Tagung zum Thema Wunder im 20. Jahrhundert in zeitgeschichtlicher Perspektive statt. Leiter der interdisziplinär und interkonfessionell ausgerichteten und von der Robert-Bosch-Stiftung geförderten Tagung waren Prof. Dr. Hans Maier, München, und Prof. Dr. Klaus Fitschen, Leipzig.

Einleitend wiesen die beiden Tagungsleiter auf den einerseits hohen Grad der Wundergläubigkeit in allen Schichten der deutschen Bevölkerung, andererseits auf den häufigen Gebrauch eines säkularisierten Wunderbegriffs – insbesondere in den Medien – für die Deutung von Gegenwartsphänomenen hin.

Eine umfassende theologische Grundlegung des Wunderbegriffs lieferten der protestantische Tübinger Privatdozent für Systematische Theologie Dirk Evers und der katholische Münchener Neutestamentler Hans-Georg Gradl.

Nach einem ausführlichen Überblick über das Wunder in der Theologiegeschichte bis Schleiermacher widmete sich Evers den Aporien des Wunderbegriffs vor dem neuzeitlichen Wissenschaftsverständnis, um dann eine Theorie des verantwortlichen Redens von Wundern in der Gegenwart zu entfalten.

Wunder sind für Evers Unterbrechungen geschichtlicher Zusammenhänge und nicht die Durchbrechung physikalischer Gesetze. Als Beziehungsbegriff zur Welt zeigen Wunder auf das Außergewöhnliche hin und sie provozieren den Glauben. Als „*vestigia trinitatis*“ äußern sie sich in Schöpfung, Erlösung und im Pfingstwunder.

Gradl wies in seinem Vortrag auf die vielfältige neutestamentliche Begrifflichkeit bei der Beschreibung von Wundern bzw. Zeichen hin, die in literarisch unterschiedlicher Form als Exorzismus, Therapie, Rettung, Geschenk, Totenerweckung oder Epiphanie dargestellt werden. Zugleich betonte er die bereits zeitgenössische scharfe Trennung zwischen Wundern und Mirakeln. Weiterhin attestierte er den Wundererzählungen einen historischen Grund. Zu werten seien sie als Zeichen der nahen Gottesherrschaft bzw. als individuelle Erfahrung der Anwesenheit Gottes. Ein Eigenwert komme ihnen nicht zu.

„Frömmigkeits- und verwaltungsgeschichtliche Anmerkungen“ zum Tagungsthema machte Kultusminister a. D. Hans Maier, München. Er schilderte das fein abgestufte vatikanische Verfahren zur Selig- bzw. Heiligsprechung, das mit der Prüfung und Verwaltung von Wundern auf den Wunderglauben der Volksfrömmigkeit reagiert. Nachdem im CIC von 1917 für die Anerkennung eines Wunders noch zwei bis vier Zeugen notwendig waren, hat Papst Johannes Paul II. das Prüfungsverfahren, in dem es fast ausschließlich um Heilungswunder geht, gestrafft und vereinfacht. In einer Instructio aus dem Jahr 2000 grenzte sich der Vatikan mit der Mahnung zur Vorsicht und kritischer Betrachtung nochmals von einer blinden Wundergläubigkeit ab. Kritiker des Verfahrens fordern

juristisch und theologisch eindeutige Urteile, die keine archaischen Vorstellungen wie die von einem Gottesurteil beinhalten.

Aus seinen reichhaltigen Erfahrungen als medizinisches Begleitpersonal für Krankenwallfahrten nach Lourdes berichtete das Ärzte-ehepaar Ursula und Paul Sottong. In kräftigen Farben schilderten sie die Erwartungen der Kranken an diese Fahrten, die z. T. so weit gehen, dass Schwerstkranke bereits die Hinreise nach Lourdes als Vorwegnahme einer Heilung ansehen und ihre Medikamente absetzen.

Besucht wird Lourdes, wo von bislang ca. 7000 Heilungen ca. 2000 ärztlich anerkannt wurden und 67 als Wunder gelten, von Angehörigen aller Altersgruppen und Bevölkerungsschichten v. a. aus den romanischen Ländern. Unter ihnen überwiegen Frauen. Die Heilung selbst kann durch den Kontakt mit Wasser (Trinken oder Baden) bzw. während oder nach einer Eucharistiefeyer geschehen. Um als Wunder bzw. als Heilung anerkannt zu werden, muss der Vorgang eine langwierige Prüfung durch Ärzte vor Ort bzw. eine Ärztekommision durchlaufen, so dass die Anerkennung zwischen vier und 53 Jahre dauern kann. Wichtiges Kriterium für die katholische Kirche ist hierbei die Haltung des Geheilten zu dem Ereignis.

Robert Jütte, Leiter des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart, referierte in seinem Vortrag „Wunderheilungen in textlichen und bildlichen Überlieferungen“ über das spannungsreiche Verhältnis von Arzt und Priester durch die Jahrhunderte sowie über das in seiner Akzeptanz und seiner Deutung großen Schwankungen unterworfenen Wallfahrtswesen. Ziel vieler Wallfahrten war die Suche nach Heilung, weshalb im Zeitalter der Reformation der am jeweiligen Wallfahrtsort verehrte Heilige – ein Sechstel der katholischen Heiligen sind Krankheitspatrone! – als „Arzt“ titulierte wurde. Während eine Wallfahrt früher als Chance für eine individuelle religiöse Erfahrung verstanden wurde, wird sie heute wegen des Gemeinschaftserlebnisses hoch geschätzt.

Einen theologie- und geistesgeschichtlichen Streifzug durch die protestantische Wunderdeutung unternahm der Leipziger Kirchenhistoriker Klaus Fitschen. Als durchgehendes Deutungsmuster

machte Fitschen dabei die Historisierung und die Ästhetisierung des Wunders aus. Je nach Epoche und theologischer Richtung gewann hierbei einmal die Historisierung (Aufklärung, liberale Theologie des 19. Jahrhunderts), einmal die Aesthetisierung des Wunders (Erweckungsbewegung, Pietismus) die Oberhand.

Ausgehend von der Katastrophendeutung des 17. Jahrhunderts, nach der jedes Ereignis von Vorzeichen und Wundern begleitet war, berichtete Hartmut Lehmann, Göttingen, in seinem Vortrag über „Die Profanisierung des Wunderglaubens im Zeitalter des Nationalismus“. Das 19. Jahrhundert brachte neben der These vom Wirken Gottes in politisch-militärischen Entscheidungssituationen auch die Idee der Manifestation Gottes in den Völkern, die insbesondere in Deutschland als eigene Auserwählung verstanden wurde. So wurde die Reichsgründung 1870/71 als nach Luther neue, von Gott gegebene Chance für die Deutschen angesehen. Seine Fortsetzung fand dieses Denken im sog. „Augusterlebnis“ von 1914 und dann in der Wunderinflation des Nationalsozialismus. Hier wurde der Führer, seine Erhaltung, die militärischen Erfolge und selbst neue Waffensysteme als Wunder gedeutet. Bei Goebbels konstatierte Lehmann einen Wunderbegriff, der zwar über dem der Alltagssprache stand, sich zugleich aber vom christlichen Wunderbegriff unterschied. Aus den 1950er und 60er Jahren führte Lehmann zahlreiche Beispiele für einen profanisierten Wunderbegriff an. So war etwa im Simplicissimus neben dem Wirtschaftswunder auch von der „Wundermark“ die Rede und Karl Schiller wurde zum „Wunderprofessor“ erhoben.

Den zum „Wunder von Bern“ verklärten unerwarteten Gewinn der Fußballweltmeisterschaft 1954 deutete Lehmann als Synonym für den Sieg einer geschlagenen Nation ohne religiöse Bedeutung. Der Versöhnung Deutschlands mit seinen Nachbarn nach dem 2. Weltkrieg maß Lehmann, der für einen offenen Wunderbegriff eintritt, der Profanes und Religiöses vereint, jedoch durchaus einen Wundercharakter zu.

Mit einer dem Auditorium weithin unbekanntem Form von Protestantismus, mit der pfingstkirchlich-charismatischen Bewegung, befasste sich Reinhard Hempelmann, Leiter der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen in Berlin. Nachdem Hempelmann auf die rasche Expansion dieses „neuen Christentums“ v. a.

in der Dritten Welt, die in der Selbstdeutung als Segen Gottes verstanden wird, und in globaler Perspektive auf eine Pentecostalisierung des Christentums auf Kosten der Monopole des protestantischen Nordens sowie des katholischen Südens hingewiesen hatte, wandte er sich den in Pfingstkirchen wichtigen Charismen Glossolie/Geistestaufe und Heilung zu. Heil und Heilung gehören im pfingstkirchlichen Bereich ebenso eng zusammen wie Erlösung und Heilung. Diese kann sich im Gottesdienst nach Gebet und Salbung ereignen und kann mit einem Exorzismus verbunden sein. Zugleich werden auf Massenveranstaltungen Heilungswunder gezielt zu missionarischen Zwecken herbeigeführt.

Kritisch wertete Hempelmann den Heilungsoptimismus der pfingstkirchlich-charismatischen Bewegung, dem keine seelsorgerliche Reflexion des Leidens gegenübersteht, und die bei aller Pluralität der Erscheinung antiaufklärerische Grundhaltung, die ein dualistisches Weltbild sowie eine fundamentalistische Bibelinterpretation kultiviert.

Die lebhafteste Abschlussdiskussion brachte nochmals deutlich die – auch konfessionell bedingte – Diskrepanz zwischen dem Bemühen der Historiker, den Begriff des Wunders und die Wundergläubigkeit methodisch angemessen zu deuten, und der individuellen Disposition des frommen Individuums zum Wunderglauben zum Ausdruck.